

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 31 (1949)
Heft: 34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Inseraten-Annahme: August Ditt, Verlag, Stadthofstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Konto VIII 12433

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 2 22 52, Postfach-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einpaltige Mittelzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Restland: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. / Schriftgröße 60 Rp. / Reine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate - Inseratenchluss Montag abends

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in familiären Bahnhöfen / Abonnements-Einschaltungen auf Postfach-Konto VIII b 58 Winterthur

Zum Aufruf zu einem zweiten Fleischstreit

Im Schweizer Frauenblatt Nr. 31 vom 5. August werden Maßnahmen des Bundes, insbesondere die Förderung des Schweineexports nach Deutschland kritisiert und furchtbar zu einem zweiten Fleischstreit aufgerufen. Dabei ist der Ton gegen die Landwirtschaft mehr als unfreundlich. Die Ausführungen zeigen aber von mangelnder Sachkenntnis und geben ein verzerrtes Bild der tatsächlichen Gegebenheiten wieder. Umso mehr muß die unbefonnene Streifenforderung bekräftigt werden.

Überall, wo man die Lebensmittelpreise hoch findet, wird die Landwirtschaft dafür verantwortlich gemacht und es wird gegen sie Sturm gelaufen. Es wäre vielleicht auch einmal eine Aufgabe der Konsumentinnen, auszurechnen, welches die Margen zwischen Produzenten- und Konsumentenpreisen sind, und ob vorhandene Rückgänge der Produzentenpreise ebenfalls in den Konsumentenpreisen gebührend zum Ausdruck gebracht werden. Für viele Erzeugnisse, insbesondere für Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Eier und zum Teil auch Obst sind die Produzentenpreise bereits beträchtlich gesunken. Wenn der Konsument davon nichts oder wenig gespürt hat, ist das nicht die Schuld der Landwirtschaft. Die Konsumenten lassen es ruhig geschehen oder verlangen sogar, daß der Markt mit fremder Ware überfüllt wird. Sie wollen ja das teure Fleisch und Obst aus dem Ausland. Was unsere bedeutend billigeren Erzeugnisse auf den Markt kommen, ist man bereits überflüssig und will lieber wieder etwas Neues. Auf solche Weise wird mitgeholfen, daß ganze Mengen inländischer Produkte überhaupt unverkäuflich werden. Ob diese Leute wohl daran denken, welchen Schaden sie der Landwirtschaft zufügen. Manche Produktionszweige sind für den Bauern nachgerade zu Verlustgeschäft geworden.

Der Bauer hat Anspruch auf einen angemessenen Erlös aus seinen Produkten, der sein Einkommen darstellt, genau wie jeder Arbeiter, Angestellter oder Beamte auf seinen Lohn, und er sollte so sein, daß er seinen Verpflichtungen nachkommen kann. Alle Produktionsmittel, wie zum Beispiel die Maschinen, Geräte, Dünger, Schädlingsbekämpfungsmittel usw., sind sehr hoch im Preis. Die Löhne für familienfremde Arbeitskräfte sind in den letzten Jahren zum Teil um das Mehrfache gestiegen, von den Handwerkerlöhnen nicht zu reden. Gebäude und Einrichtungen müssen unterhalten werden. Die Familie benötigt Kleider und andere Bedarfsartikel, für die der Bauer die genau gleichen, wenn nicht auf dem Lande vielfach noch höheren Preise bezahlen muß wie der Städter. Auch der Bauer muß Steuern bezahlen und oft hat er dazu noch schwere Hypothekenslasten zu tragen. Unser ganzes Lohn-Preis-Niveau ist hoch. Wie soll der Bauer unter diesen Umständen billig produzieren können? Die Landwirtschaft hat nichts gegen eine gesunde Rückbildung der Preise, aber dann auf der ganzen Linie und nicht nur bei den landwirtschaftlichen Produkten. Sie hat ihr Interesse ja nicht an einem absolut hohen Preis, sondern an einem gerechten Ein-

kommen. Die Landwirtschaft verlangt in ihren Forderungen keine überhöhten Preise. Sie verlangt nur soviel, um ein anständiges Auskommen finden zu können. Und daß die persönlichen Ansprüche der Bauerfamilie bescheidener sind als diejenigen eines Großhändlers der städtischen Bevölkerung muß wohl nicht besonders betont werden, denke man nur zum Beispiel an Kleider, Vergnügen, Wohntomfort usw. Nun zu den im Schweizer Frauenblatt kritisierten Maßnahmen des Bundes: Leider trifft es zu, daß die Erdbeerernte im Wallis wesentlich geringer ausfiel als vorgesehen werden konnte, aber die Lieferungen nach Deutschland, die auf Grund der Schätzungen vereinbart werden mußten, waren keine „rauhes Mehl“, sondern von so geringem Ausmaß, daß sie den schweizerischen Markt nicht merklich zu bereichern vermocht hätten. Wenn das Ausland aus Lieferungswaren abnimmt, können wohl auch einmal vereinbarte Lieferungen von gangbarer Ware nicht ganz verweigert werden, obwohl sich die Ernte infolge der unglücklichen Witterung anders gestaltete als vorausgesehen war. Den schwersten Verlust erlitten bei der ganzen Angelegenheit ja sicher die Erdbeerproduzenten selber, die auf den Erlös angewiesen sind.

Die Situation auf dem Schweinemarkt ist unerfreulich. Dem schon seit längerer Zeit anwandelnden Lieferangebot an Schweinen stehen Verwertungs-schwierigkeiten gegenüber. Dieser Überfluß ist jedoch keinesfalls, wie behauptet wird, auf die Mehrerzeugung zurückzuführen. Die wahren Gründe dafür sind: Erstens die Verwertung der letztjährigen Kartoffelernte, die notwendigerweise die Schweineimporte, die im letzten Herbst und Winter, als die Nachfrage nach Fleischschaff nicht mit inländischer Ware gedeckt werden konnte, notwendig waren und dann infolge der Notwendigkeit des Bezuges aus Lebersee und der damit verbundenen langen Dauer des Transportes zum Teil erst eintreffen, als wir mit Schweinen längst mehr als ausreichend versorgt waren. Drittens der praktisch unbefriedigte Salamiimport, der die inländische Salamiherstellung nahezu lahm legt. Und viertens auch noch die Abkehr der Konsumenten von Schweinefleisch und Fettspeck. Diese Faktoren hätten durch vernünftige Haltung der Konsumenten gemildert werden können, und es wäre nie zu einem solchen Lieferangebot an Schweinen gekommen.

Zur notwendigen Entlastung des Marktes hat 2. November 1948 über die Sicherstellung der Landesversorgung mit Ieren, Fleisch, Fleischprodukten und tierischen Fetten gegründete Genossenschaft für Schlachttier- und Fleischverwertung, die übrigens sowohl zu Gunsten der Konsumenten wie der Produzenten geschaffen wurde, bis Ende Juni dieses Jahres 23 000 normalgewichtige Schweine einlagerte. Erst als sich diese Maßnahme als zu wenig durchschlagend erwies, wurde zum Export nach Deutschland geschritten. Es muß hier mit aller Deutlichkeit festgehalten werden, daß diese Schweine

nach Deutschland nicht billiger verkauft wurden, als der Produzent sie auch für die inländische Verwertung hätte abgeben müssen. Da aber aus andern Ländern, wo mit ganz andern Produktionsbedingungen gerechnet werden kann, billigere Offerten vorlag, war ein Vertrag zur Regelung der Verwertungs- und Transportkosten annehmbar erforderlich.

Nach den Ausführungen des Schweizer Frauenblattes hat man den Eindruck, als ob die Exportförderung etwas ganz Unvorstellbares sei, von der nur die Landwirtschaft den Nutzen ziehe. Dabei weiß man, daß die gesamten Auszahlungen des Bundes unter dem Titel Exportgarantie Ende 1948 und 12 Millionen betragen, und nach kürzlichen Meldungen der Presse sollen zur Zeit weitere Millionen für diesen Zweck mobilisiert werden. Wir kritisieren die Riesenmengen, die die Schutzmaßnahmen des Bundes für die Industrie ausmachen, nicht, aber man dürfte billigerweise erwarten, daß gleiches Recht für alle gilt.

Genau ist das Fleisch bei uns immer noch sehr teuer. Die Produzentenpreise sanken jedoch mit fleißigem Angebot und haben nun mit Fr. 3.— je kilo Lebensgewicht für leichte Fleischschmone und mit Fr. 2.65 für Fleischschone ihren vorläufigen Tiefstand erreicht. Der durchschnittliche Produzentenpreis wurde im Vorjahr vom Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement entsprechend den Produktionskosten auf Fr. 3.75, mit einer Schwankungsbreite von 25 Rappen nach unten und nach oben, festgelegt. Da die Produktionskosten erst in letzter Zeit etwas zu sinken beginnen (allerdings zu Zeiten der Schweinejücker, durch billigere Ferkel- und Felleischpreise), haben die Schweinezüchter in den letzten Monaten große finanzielle Einbußen erlitten. Wer die Margen zwischen Produzenten- und Konsumentenpreisen ausrechnet muß zugeben, daß nicht die Landwirtschaft für die hohen Fleischpreise verantwortlich gemacht werden kann. Die Metzger erklären zwar dazu, daß sie bei dem rapiden Preisabsturz auf Fett und bei den

Mitteilung der Redaktion

Die heutige Nummer haben wir den Entgegnungen auf unsere Artikel betreffend Schweineausfuhr vom 5. August zur Verfügung gestellt. In der folgenden Nummer werden wir reaktionell die ganze Diskussion zusammenfassen, möchten aber heute zur Klärung und Beruhigung erklären, daß die Redaktion für die Verantwortung für diesen Artikel selber trägt, gerne trägt, da er eine höchst notwendige und längst fällige Diskussion in Fluß gebracht hat.

Die Genossenschaft Schweizer Frauenblatt ist nicht identisch mit dem Bund Schweizer Frauenvereine, ist eine selbständige politisch und funktionell unabhängige U.nernehmung der Schweizerischen Frauenbewegung, geschaffen aus der Notwendigkeit heraus eine eigene, freie, unabhängige Zeitschrift und Plattform zu offener Diskussion zu haben, wie sie uns sonst nirgends zur Verfügung steht. In unserer Zeitschrift ist unser Organ von jeder der freien Diskussion zur Verfügung gestellt, auch da, wo die Meinungen stark auseinander gegangen sind, was immerhin nicht heißen darf, daß die geistige Grundhaltung eine schwankende sein darf.

Die Genossenschaft Schweizer Frauenblatt dient dem BSF als Publikationsorgan, so gut wie zahlreichen anderen Organisationen, ohne selber Mitglied des Bundes zu sein. Sowie heute zur Klärung über unsere Stellung zum Bund, der mit der Stellungnahme der Redaktion zum ganzen Problem absolut nichts zu tun hat.

erheblichen Schwierigkeiten in der Verwertung von Schweinefleisch und Fettspeck nicht in der Lage seien, den Rückgang der Produzentenpreise in genügender Weise Rechnung zu tragen. Je mehr diese Produkte abgelehrt werden, desto mehr wird dadurch der Fleischpreis belastet.

Mit diesen Ausführungen wollen wir in keiner Weise einen Graben zwischen Stadt und Land aufreißen, oder einen schon bestehenden erweitern. Wir begreifen, wir hoffen, daß sie dazu beitragen mögen, daß eines dem andern den notwendigen Lebensraum gewährt.

Schweizerischer Landfrauenverband

Zum Schweine-Export

Ich möchte als Hausfrau zu dem Artikel in Nr. 31 und dem Protest aus Bauerntreuen in Nr. 32 Ihres Blattes Stellung nehmen.

Der Artikel von Frau E. St. ist in jeder Beziehung richtig, und ihr Aufruf „auf in den 2. Fleischstreit“ nur die Folge der Politik von Bundesbehörden, Verbänden und Genossenschaften.

Zum Artikel aus Bauerntreuen ist zu sagen:

1. Niemand hat den Schweineexport an sich kritisiert, sondern den Bundeszuschuß aus unseren Steuergebern.

2. Es sind kaum den Hausfrauen die Schweine zu fett, es sind vielmehr die fetten Preise, die uns lästern.

Frage, warum werden so viele Fleischschone gemäht, wenn doch erwiesen ist, daß sie schlechtesten Abfall haben?

3. Es wäre interessant zu wissen, warum ein Bundeszuschuß ausgeteilt wurde, wenn doch, wie im Artikel geschrieben steht, die Bauern das nötige Geld selber zusammengetragen haben?

Genau waren wir Frauen für das Stabilisierungsabkommen trotz der strengen Ungerechtigkeit in Sachen Mietpreiskontrolle, gewiß haben auch die Kartoffeln und z. T. das Fleisch etwas abgeduldet, die Eier hingegen (und andere Dinge) bereits zweimal wieder aufgehoben. Wir Frauen leben eben auch auf Zeitungen, und sehen darin manche gewundene Erklärung von verschiedenen Seiten her, auch wir machen uns unsere Gedanken über die „Gerechtigkeits“ die so unglücklich verteilt wird.

Schließlich frage mich, wo Fleisch die neue gute kühne Kalkulationen-Organisation? Hat sie nichts zu bemerken, daß für das Ausland, nicht für die Schweizer Familie, Bundesbesitzer für Fleisch gewährt werden, daß wir trotz billiger Einfuhren, hohe Preise für Lebensmittel bezahlen müssen? Wo auch bleiben die Hausfrauen, wo die Männer, die ja das Geld für all diese teuren Nahrungsmittel verdienen müssen? Was nicht der hohe Lohn, wenn die Preise so hoch sind.

Ein Bräutchen allen mutigen Menschen, die immer einmal wagen, den Finger auf so unerfreuliche Dinge zu legen, und so hoch mancher Hausfrau die Augen

Eins und Alles

Im Grenzlosen sich zu finden, Wird gern der Einzelne verschwinden, Da löst sich aller Leberdrüß; Statt heißem Wünschen, wüßtem Wollen, Statt läst'gen Forderungen, strengem Sollen, Sich aufzugeben ist Genuß.

Neissele, komm, uns zu durchdringen! Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen! Wird unter Kräfte Hocherhub, Teilnehmend führen gute Geister Gelinde leitend, höchste Meister, Zu dem, der alles schafft und löst.

Und unzulänglich das Geschaffne, Damit sich's nicht zum Starren waffne, Wirt's ewiges, lebendiges Tun, Und was nicht war, nun will es werd; Zu reinen Sonnen, farbigen Erden; In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffen handeln, Erst sich gelassen, dann verwandeln! Nur kleinbar steht's Momente still, Das Ewig regt sich fort in allen; Denn alles muß in Nichts zerfall'n, Dann es im Sein beharren will.

Goethe

Spruchweisheit, Gott und Welt.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten

Von Helene Böhm

Im alten Ködchen zu Weimar

Im Ködchen bei Weimar, da hat vor Zeiten ein Dorf gestanden; jetzt ist es ein einjames niedriges Gehöfz von etlichen hohen Eichen und Buchen, Wärdn und Erlen überragt; das sieht sich, sonst ansehnlich, bis zu den weiten, lässigen Büscheln hin auf dem langgestreckten Hüden des Ebersberges, dem Wahrzeichen der guten Stadt Weimar.

Das Dorf ist längst vergesslen und verunten, ein Bruckertrag hat es vom Heimatboden weggeführt, wie so manches andere Dorf und Städtchen, von denen Deseien kein Mensch mehr weiß.

Aber einst hat es gestanden und geblüht, das Dörflin Köda bei Weimar, und Doktor Faust, der Wundermann, soll, so erzählt man sich, in Köda geboren sein, also so nahe dem Orte, wo er in großer Verklärung für ewige Dauer auferstehen sollte.

Im Ködchen bei Weimar, gehen mancherlei Sagen um, die aus veruntenen, vermoderten Mauernellen aufsteigen, wie es auf verlassenem Stätten vergessener Menschen zu geschehen pflegt. Ueber dem Ganzen liegt ein eigener Zauber — eine wehmütige Stille. Der Duft von frischem und geladnem feuchtem Laub verbindet sich eigentümlich schärft. Das macht das Erlern und Eichenlaub, das auf nassem Grunde zu dichter Dede sich verbunden hat.

Im Ködchen steht ein Wirtshaus und danor, unter jungen Bäumen, einige grau verwitterte Bänke.

Auch dieses Wirtshaus hat jetzt etwas Melancholisches, Weiniames und Verwahrlöstes.

Nach zu Anfang unres Jahrhunderts zogen die Weimaraner gern hinaus zum Ködchen, da gab es Feste über Feste dort.

Wo jetzt am Sonntag der eine oder andre kleine Bürgermann mit Weid und Kind gelangweilt sein Seidel lautes Bier trinkt und vorsticht sich dazu auf die alten morschen Bänke, da war früher ein reges, warmes, heiteres Leben.

Und gerade diese heimlichen Keller sind es, über denen lo eine weiche Stimmung liegt — ein Mollton, wie es über alten vergessenen Gärten zu klingen scheint, die von der jetzigen Generation nicht mehr heimgelacht werden.

Das waren die Keller der Empireremischen und deren Vorfahren; da haben sie sich harmlos wohngeführt, dahin sind sie gezogen, um glücklich und lustig zu sein.

Und wenn jetzt unter den Weimarern noch lo ein verpöhrter Kumpen festes sollte her die Blutwollen der Leute Anfang dieses Jahrhundertts und Ende des vorigen unermittelt ererbt hat, lo ein Abkömmling, der sich in seiner Zeit nicht heimlich fühlt, lo ein Trümer, der sich jetzt etwas leht, wo er nicht kannte, der wird einlam alte, vergessene Wege gehen, die einst leine lustigen Vorfahren so gern wanderten, nach Trübdorf, nach Süßenborn zum Felleisen, nach Nore, Zauwach und auch zum Ködchen. Und überall wird er alte müde Bänke finden.

Unter dem Hausrat der vergessenen Wirtshäuser werden hier und da noch fleißig uralte Täßchen sein, die die Empirerleute juridifizieren. Und er wird aus lo einem Täßchen mit Wehmüt trinken und sich nach Menschen, die er nie kannte, wie nach guten Kameraden sehnen. Er wird hier und da in diesen Nestern noch auf ein altes Gartenhaus stoßen, auf einen morschen, gemütsgrün gerichtigen Fensterbalken, und alles wird ihm so bezgen sprechen. Aber es ist wenig, was juridifizieren ist — und wir verstehen es nicht mehr.

Und noch uns, daß wir es nicht verstehen — denn verstanden wir's, würde es uns fehlen auf Schritt und Tritt, das heimliche, leutenwütige Behagen der Alten, ihr harmloses Lebensgenuß.

Eine andre Zeit geht über die Erde hin — eine ganz andre Zeit; allmählich zerfallen und verschwinden die Keller mit den gemütsgrün gerichtigen Fensterbalken, den rofa Mauern, den alten Gärten, wo sich unsere Vorfahren einst des Lebens getreut.

Oben im Ködchen war einst das Haus schmuck und lauber — ganz wie es sein mußte, und ein demoestes Nach beste die rofa Mauern — und wo jetzt rings ums Haus flüchtiger leuchter Regen ist und Süßwind wächst und ein paar Süßner trüßlich gaderen, war ein Garten, ein ganz wunderlicher; Kefeda und Flor und Centifolien und Pfingstrosen, Ritterrosen und Madrotten, Verbänen und Kapuzinerfelle, Obstbäume, von denen noch ein paar wenige uralte Krüppel vor etlichen Jahren standen, Beerensträucher und Himbeerbeeren und alles flüchtig durchgehender und laufige ländliche Lauben.

Wenn die Hausfrauen danken können und hoffen können, daß auch unsere Landesherren einmal werden, daß ihre Nachbarn die einzelnen Volksglieder gegenüber, und ihre Starkeffigkeit in anderen Belangen, nicht dazu angetan sind, das Vertrauen in sie zu fördern. Aber auch die Verbände sind nicht beraten, nicht zu glauben, daß wir Frauen, die wir uns ja nicht mit dem Stimmzettel in der Hand wehren können, alles schuldig, Wohlverhalten, wir sind alle dafür, daß der Produzent einen gerech-

ten Preis und Lohn für seine Arbeit erhält, für sich aber nicht dafür, daß wir mit unierten Steuergebern (sowohl dem auch wir Frauen zahlen Steuern) dem Auslande billiges Schweißfleisch vermitteln helfen. Von Doh, das wir teuer bezahlen müssen, und erst noch zu wenig bekommen, gar nicht zu reden. Deshalb müssen wir Hausfrauen uns unserer Macht als Konsumenten bewußt werden, und wir müssen sie nützen lernen.

Streifen, Rücken, Arme, Karntanlagen und vielen Spielplätzen. Die Unerschlichkeit des Raums, die uns Schweizer, die wir in engen Grenzen so nah beieinander wohnen, am ganzen fünftägigen Land so beinbrückt, gibt auch der Hauptstadt das Gepräge. Alles ist weit und groß, Parlaments- und andere öffentliche Gebäude, Kirchen, Bahnhof und Post sind alles monumentale Bauten mit riesigen Innenräumen und weiten freien Plätzen davor. Demgemäß sind auch alle Straßen und Plätzen, die diese öffentlichen Plätze säumen, umfaßt über 2000 Einwohner, Finnland als Ganzes 4 Millionen, somit etwas weniger als die Schweiz bei einem 9 mal größeren Flächeninhalt. Es ist eingeteilt in 500 Gemeinwesen gegenüber 3000 bei uns in der Schweiz, was wohl am einträchtigsten auf die weit auseinander liegenden Siedelungen und auf die Abgelegenheit und Einjamkeit hinweist, in der die Menschen leben, in der sie dafür auch nicht von Neugierlichkeiten und Nebenablässigkeiten abgelenkt werden, sondern Zeit haben, sich zu befinden auf das, was wesentlich ist im Menschenleben.

Politisches und Anderes

Subventionsfragen?

Der Bundesrat hat vor, die jährlichen Subventionen für berufliches und hauswirtschaftliches Bildungswesen für das Schuljahr 1956 zu kürzen. 1946 wurden 9,5 Millionen, 1949 aber 14 Millionen dafür bestimmt, nun will man auf 12 Millionen zurückgehen. Eingepart werden sollen: an den Handelsschulen 22000 Fr., den Hochschulinstituten 185000 Fr., den Stenographenschulen 150000 Fr., an Aufseher- und Fürsorgeanstalten 350000 Fr. Der größte Einparungsbetrag aber ist mit 800 000 Fr. an dem hauswirtschaftlichen Unterricht auf der Volkshochschule vorgesehen. Kantone und Gemeinden — so meint man in Bern — sollen nun das übrige tun, nachdem der Bund durch seine Subventionen den Weg gebahnt. Als obligatorisch wurden diese hauswirtschaftlichen Kurse nur in 12 Kantonen erklärt. Die Kantone haben bis Ende September dazu auszusprechen. Man wird in Frauenkreisen zulehen müssen, daß diese Sparmaßnahmen nicht als Grund zum Abbau benutzt werden.

Um die Bundesfinanzreform

Die Woche tagt in Bern eine Einigungs-Konferenz, die als „letzte Versuch“ es zu unternehmen hat, die zwischen National- und Ständerat bestehenden Differenzen zur Bundesfinanzreform zu bereinigen. Bekanntlich hat der Bundesrat einen Antrag zur Verbesserung der Bundesfinanzreform, aber die Bundesversammlung als entscheidende Körperlichkeit ausschließt, eine Lösung, welche alle Parteien als nicht demokratisch ablehnten.

Ammer ohne die Frauen!

Im Zürcher Kantonsrat hat die Beratung des neuen Schulgesetzes begonnen, das in 54 Sitzungen von der vorbereitenden Kommission durchberaten worden ist. Mit 125 gegen 8 Stimmen wurde entschieden auf die Detailberatung beschließen. Da ein Schulgesetz, welches die Frauen angeht, haben sie durch Eingaben ausführlich Stellung zum Gesetzesentwurf genommen. Doch wie unzufrieden mutet es nachher an, daß weder im Rate noch in der Kommission Frauen mitarbeiten können; daß immer nur der männliche und wenig erfolgreiche indirekte Weg beschritten werden kann, statt daß am grünen Tisch Mann und Frau zusammen das neue nötige Gesetz bauen könnten.

Totale Fürsorge

Frau Peron, die Gattin des argentinischen Staatspräsidenten, hat ein großes soziales Hilfsprogramm aufgegeben. Die argentinische Deputiertenkammer hat diesem jedoch einen einmaligen Staatsbeitrag von nicht weniger als 70 Millionen Pesetas zugestimmt (Grundbedürfnisse sollen erworben, Bauten ausgeführt werden). Die Opposition machte geltend, daß altemährliche private Hilfswerke, die früher subventioniert waren, nicht mehr bestehen können und daß Frau Perons Werk politisch-propagandistischer Einschlag habe. Doch ihnen wurde von den Schwedern der Versicherung bedeutet, daß die Konzentration der Wohltätigkeit in einer Hand durchaus wünschbar sei und die andern sich zu entschließen könnten... Man erinnert sich, aus dem Dritten Reich früher sehr ähnliches vernommen zu haben.

Die allgemeine Wehrpflicht

Im Staate Israel eingeführt worden. Alle Bürger zwischen 18 und 26 Jahren müssen zwei Jahre Militärdienst tun, das erste Jahr mit landwirtschaftlicher Arbeit in den bestellten Grenzgebieten, das zweite Jahr rein militärisch. Ob auch die Frauen herangezogen werden und in welcher Art, ist uns nicht bekannt.

Wann kommen sie zurück?

Einer Aussage des österreichischen Innenministers zufolge, sollen noch immer 10 000 österreichische Soldaten und 1000 österreichische Sanitätseinheiten in russischer Kriegsgefangenschaft sein. Diese Frauen seien zur Arbeit in Kohlenbergwerken eingesetzt worden.

Margaret Mitchell †

In Atlanta (Georgia) ist die Verfasserin des weltberühmten Romanes „Gone with the Wind“ infolge eines Unfalles, erlitt 49jährig, gestorben. Einem Unfall zufolge ist sie Schriftstellerin geworden; sie konnte drei Jahre lang das Zimmer nicht verlassen und verbrachte in dieser Zeit der Zurückgezogenheit ihr auf großen Studien beruhendes Buch. Zu weiteren schriftstellerischen Schaffens kam sie nicht, da die Begehrung der vielen Auflagen und Übersetzungen (in USA allein wurden 4 Millionen des Buches verkauft) ihr ständig zu tun gab. E. B.

Finnland und seine Frauen

Von Clara Mef

Trotz allem, was bereits erreicht worden ist, sind natürlich die schweren Kriegsfolgen noch keineswegs alle behoben. Da sind die Kriegesünder, die zwar gemüßigt abgeurteilt wurden, die ungeschulte Zeugenschaft, die die Tatkraft, daß die Nationalisierung zum größten Teil aufgehoben und in den Väden wieder alles erfüllt ist, infuturisch macht, die Entwertung der Finnmark, die Exportwertigkeiten usw. Der Schmerz um diejenigen, die Leben und Gesundheit der Heimat bergebracht haben, ist noch nicht überwunden, und wenn auch mit diesem Wort daran gerührt wird, so ist doch der auffallende Ernst, der auf den Gesichtern der meisten Frauen liegt, die oft verklärten Jünger der älteren unter ihnen, der Ausbruch ihrer unangenehmen Lebens in so manchen Augenpaaren ein herber Beweis.

Aber der Finne ist gewohnt, klug zu fragen, was ihm auferlegt ist und mit unerhöhtlicher Geduld wieder von vorn anzufangen, wenn ihm alles genommen wurde. Wer die finnische Geschichte nachliest, begreift, daß das Schicksal dieses kleinen tapfern Volkes, dieses Kampfbundes, der von mächtigen Nachbarn bedrängt, stets um Freiheit und Unabhängigkeit ringen mußte, sich im Lauf der Jahrhunderte auf die Weisheit seiner Väter ausrichtete. Es findet seinen Widerhall in seinem ganzen Wesen, in seiner Innlichkeit, seiner Gelassenheit und Schwermelancholie und vor allem auch in seinem Lied. Die alten und ältesten finnischen Volkslieder wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Elias Lönnrot ausgearbeitet und gesammelt, sie werden überall gesungen und zum eigentlichen Nationalepos des finnischen Volkes geworden. Aus den ersten meist in Volk gehaltenen Weisen klingt eine gewisse Neigung zu Schwermut und Resignation.

Finlands Temperaments waren von jeher die Karetier. Sie bemühten sich auch die Sonnenstrahlen zu genießen, den weitaus fruchtbarsten Landstrich, der das Hinterland mit dem Ertrag reiner Kulturen versorgte. Aber nun haben sie diese ihnen angekommene Heimat nicht mehr. Alle haben sie Gab und Gut zurückgelassen, als der neue Grenzstrich gezogen wurde und sind zu ihren Volksgenossen zurückgekehrt. Nicht einer ist zurückgeblieben um materielle Vorteile zu holen. Die 500 000 färelischen Flüchtlinge haben heute zu 80 Prozent wieder ihren alten Wohnort. Es war dies wohl kein unauflösbares Problem, indem das Land je nur schwach besiedelt ist und noch vorhanden, wenn auch viel unfruchtbarer, lumpiger Boden enthält. Dabei wurde darauf Bedacht genommen, daß die Glieder einer Gemeinde im gleichen Bezirk angeordnet wurden, um auch am neuen Ort ihr altes Gemeinwesen wieder aufbauen zu können. Das trotz der engen Verbundenheit aller Finnen in ihrer Treue zur Heimat, die alles andere in den Hintergrund stellt, die Karelier das Heimweh nach der wärmeren Sonne und dem blauerem Himmel Kareliens noch nicht überwunden haben, ist begreiflich. Aber auch das hätte man gut zu wissen, den Kareliern, denn nun der zahlreichen Kareliern, mit denen wir zusammenkommen, wurde nur das Kostlose best, das Glück, wieder ein Zuhause zu haben.

Am übrigen formt je auch die Landschaft den Menschen; die Stille der unendlichen Wälder, die Tausenden von Seen mit ihren dunklen ruhigen Wassern, die lange Nacht des Winters, das es im Süden nur kurze Zeit und im Norden überhaupt nicht hell wird, die graulose Kälte, die die Früchte jahrelanger Arbeit vernichten kann, wirken sich aus. So sind z. B. vor zehn Jahren 1939/40, alle Obstbäume erfroren, aber dann kann es vorkommen, daß der Frost eintritt und die Ernte vernichtet, bevor sie eingebracht werden kann.

ben kann. Nicht nur alle Finnen sind streuen zu, sondern sogar das Meer erstreckt kilometerweit um die ganze Küste herum unter einem Eispanzer, so daß das Land in wüster Abgelegenheit von aller Welt dalegt. Nur der lächerlichste Hafen Hango kann durch Eisbrecher schiffbar gehalten werden.

Für uns Schweizer wurde allerdings die herbe Schönheit, die stille Größe, die Weite und Unerschlichkeit dieses nordischen Landes zum beglückenden Erlebnis. Zudem war es ja die Zeit der weißen Nächte. Schon die Fahrt von Stockholm nach Helsinki ist voll seltsamen Zaubers, wenn das Schiff in gewohnter Bahn sich seinen Weg durch zwischen den schwedischen Schären und durch das Gemirke der Landinseln. Alle sind sie von klaren Formen und Umfängen, wie ein schlanker Elefant tritt die eine, wie ein schlankes Seeungeheuer die andere, bald beschreiben sie aus nördlich rötlichen Gestein oder dann hell mit Kiefern und Laubbäumen bewachsen. Kleine Leuchtarme blitzen auf, Seevögel erheben sich freudig von den glattgewaschenen Felsen und da und dort sieht ein Fischer seine Netze aus den spielenden Wellen. Wie eine fata Morgana tauchen dann plötzlich in der Ferne die weißen Umrisse von Helsinki auf, überlagert von den Kuppeln und Türmen vieler Kirchen, deren glatte, runden Kuppeln, auf 77 Inseln aufgebaut ist und um die Mitte des 18. Jahrhunderts zum Schutze der Hauptstadt errichtet wurde. Die Umfänge von Helsinki in seiner heutigen Struktur gehen auf die Zeit nach dem großen Brande von 1808 zurück. 1912 wurde es Regierungssitz und von da an blühte es rasch auf. Es ist eine Stadt der Arbeit, die Hausfrauen hoch, hoch, hoch, meist ohne jeden Glanz, eine gesunde Stadt mit breiten

Rechtig aufgelegter Sport fährt nicht nur die Museen und weitet den Brustkorb, sondern hilft auch der Charakter bilden. Sport zweckmäßig in die Erziehung einzuordnen, ist darum eine wichtige Aufgabe.

Er ist vor allem ein ausgezeichnetes Mittel, das „einzige Kind“ einer Gemeinschaft, einer Gruppe einzulernen. Die Sportarten, bei denen Einzel gegen Einzel kämpfen, dem Schach, Billard, Tischtennis, sind glänzend geeignet. Hier behält seine persönliche Fähigkeit die Quantität seiner Spielgruppe, ohne daß es persönlich in den Mittelpunkt rückt. Es lernt einmal hinter seiner Leistung zurückbleiben, es an dem anderen vollbringen. Auch die Wechselseitigkeit, die manchem einzigen Kind aneignen werden ist, verliert sich, sobald es an einer Sportgemeinschaft beteiligt ist. Dies ist ein erst einmal wichtiger geworden, ein Ziel zu erreichen, etwa ein Tor zu verteidigen, als eines gesunden Kindes zu achten, so ist der letzte verlässliche Schritt, das dem Bauteile des Wohlfühlens gehen, in den fallische häusliche Erziehung es nur zu leicht zieht.

Einziges Kind und Sport

Die einzige Kind hat zu Hause keine Gelegenheit, seine Leistung mit der anderer Kinder zu vergleichen. Hielt es sich eben noch für einen guten Schwimmer, weil Tante und Onkel alle bereitwillig „Schwabbern“ im Wasser bewundern, so sieht es bald, daß die mutigen Kameraden springen, tauchen, ausdauernd und schneller schwimmen. Es macht mit, treibt mit ihnen in Wettbewerb und lernt, was es heißt, seine Leistung sachlich zu bewerten. Die Sportart ist für beide Typen des einzigen Kindes günstig, für das schüchternere wie für das selbstbewusstere. Das schüchternere Kind, das sich gern abbläst, verträumt ist und zu Minderwertigkeitsgefühlen neigt, gewinnt größere Freiheit des Auftretens, wenn es mit anderen Kindern zusammen ist. Der erste Minderwertigkeitsgefühl löst sich auf, weil das Kind mit den Formen, die es seiner erwachsenen Umgebung abgibt, auf die Altersgenossen zugeht und sich dabei sicherlich macht. Sobald es ihnen aber über den Ton abgibt und sich eigenen gemacht hat, ist für das Kind alles gewonnen; gleich-

zeitig wird es in den Kreis seiner Spiel- und Sportkameraden aufgenommen. Und nun der andere Typ des einzigen Kindes: zu Hause wurde alles gut und schön gefunden, was es tat; ein Kreis Erwachsener, zu Annerkennung bereit, umgab es immer. Mit Überlegenheit kommt es bei seinen Kameraden nicht weiter. Es muß sich umgewöhnen, was es denn auch bald tut, wenn es entdeckt, wie in sportlicher Freude und Gemächlichkeit die anderen ihm überlegen sind, und daß nur die Stellung zählt. Wie zornig wird es, wenn es sieht, was es nicht alles aufholen muß, und wie gern beißt es sich, bald ebenso schnell zu laufen und es auch sonst den andern gleichgültig.

Schneller als jeder Schul- und Unterrichtsgemeinschaft gelangt es dem Sport, das einzige Kind umzuwandeln. Er führt es zur Selbstsucht, die ihm aber nicht von außen durch einen Erwachsenen aufgezwungen wird, sondern die einfach unerlässlich ist, sobald es mitmachen will. Und mittun will das instinktive junge Kind, ringende dann es sich vor eigener Leistung so wenig brüsten wie beim Sport; da gibt es keine Klaffe wie bei Schularbeiten, den Sprung auf dem Sportplatz muß es allein machen.

Körperlich kommt dem Kind jede Körperübung zugute, die es für sich betreibt; es kann ja auch allein schwimmen, Ball spielen, Schlittern, eislaufen, Feilspringen u. dgl. Gerade dem einzigen Kind aber bringt der Sport in Gemeinschaft besonderen Gewinn. Er erlöst es aus der Vereinnahmung und aus der Launenhaftigkeit. Es kann sich nicht auslösen, während es es ermahnen will. Im Laufe des beim Schachball hat es auf seinem Platz auszuhalten, gleichgültig, ob er ihm paßt oder nicht. Es darf nicht aufhören, wenn es gerade einen Augenblick keine Lust mehr hat, mitzumachen. Es ist eingepaart in eine Gemeinschaft und lernt, einmal nicht alles auf sich und seine Wünsche zu beziehen, sobald es im späteren Leben taun mehr benachteiligt ist gegen geschwisterliche Kinder, die das alles in der Familie schon lernen können. Es ist auch charakterlich für das Leben gleichmäßig gerüstet — ein Verdienst des Sports, das oftmals übersehen wird!

Aus „Stia-Matgeber“

Es ist besser eine Versicherung zu haben als eine nicht zu brauchen.

ZÜRICH

Auf dem einsamen Saule lag von alters her ein Schanztrock, das der damalige Förster zu seinem und der Weimaraner Frauen vortrefflich auszuüben verstand. Eigentlich war es die Frau Försterin, der diese Ehre gebührte, Haus und Hof so wohl insand zu halten und es den Gästen bequemt zu machen, vorzüglich zu braten und zu baden, der Försterin und den Töchtern; der Alte kümmerte sich nicht groß darum, der hatte im Eitersberg sein Meier, das ihm Arbeit genug brachte, so daß er den ganzen Tag auf den Weisen war.

Wenn er spät von draußen heimkehrte, sah er es gern, wenn er noch ein paar Leute in dem Gastzimmer vorfand, zu denen er sich dann setzte, um noch ein Wortchen zu machen und zu passen. Es war ein großer rieharter Mann, ein wahrer Weimarier, der nichts im Kopf hatte, als seine Pflicht zu tun und von jedem, der mit ihm in Verbindung stand, zu verlangen, daß er die seine täte. Zu Hause hielt er strenges Reglement. Es war ihm nicht ganz recht, daß die Frau ganz Weimarier geworden war. Da es aber einmal so gekommen, sollte auch das in Ordnung vor sich gehen.

„Daß du mit nicht knappst und geizt, wie das die Frauenzimmer an der Art haben“, sagte er, „einem jeden in voll gerüstet Maß, wie's ihm gebührt, nicht mehr und nicht weniger.“

Er wollte nicht, daß es branten in Weimar hiesse, der alte Walter machte sich mit seiner Wirklichkeit Ged.

„Wie sich's gehört, nicht mehr und nicht weniger.“

Was aber mehr als die Redlichkeit des Alten jag, und ebenso wie die guten Werte der Försterin, wie der Kaffee und die Kräfte und das selbst eingelegte und zu Zeiten auch selbst gebrauchte Bier und die letzten Schinkenbrote und was es sonst noch gab, das waren die Kinder des Försters, die drei Mädchen.

Der Förster, der an seinen Mädchen mit einer Liebe hing, wie nur große, barmhärtige Menschen etwas Jünges, Süßliches, Zierliches zu lieben verstehen, hatte seine Töchter, die Ludowiken hieß, mit dem Kolonnen Schimpfperlein ungetauft und benannte, ein dunkeläugiges hübsches Mädchen, das nach der Mutter geartet war und tapfer mitzuredete, rief er Kubshenadel und die Letzste, die schon verheiratet war, hatte er ihr Heirat nicht anders als Schimantel genannt.

Und niemals rief er seine Töchter anders, als mit dem Namen, die er ihnen selbst gegeben. Von ihrer Kindheit an hatte er nicht leiden können, wenn irgendetwas an ihnen nicht laubar war. Sie hätten sich dem Vater nicht in einem besetzten Kleide, einer schmutzigen Schürze oder mit wirrem Haar zeigen dürfen, da konnte er ganz außer sich geraten, wenn er dergleichen an ihnen bemerkte.

Die allerliebste war ihm, wie das fast immer der Fall ist, die Jüngste, das Schimpfperlein.

Das war ein dunkelblondes Mädchen, mit weißer Haut, einem weichen Gesichtchen, hellbraunen Augen und wie aus dem Ei geschält.

Sie war ein hübsches feines Kind und wie mit einemmal ein blühenjunges vollkommenes Weibchen geworden, mit aller Klugheit und dem Selbstbewuß-

sein solch eines schönen Gesichtchens. Der große härenhäutige Vater hing an diesem Mädchen mit einer fast demütigen Zärtlichkeit.

„Die hat mir keine trübe Stunde gemacht und ihrer Mutter auch nicht. Die ist so ruhig und wohlgeartet schon auf die Welt gekommen, nicht wahr, Alte?“ sagte er wohl zu seiner Frau — „die war da, man wußte nicht wie.“

Die Försterin mochte es wohl schon wissen, aber sie sagte immer dazu, wenn ihr Mann das Schimpfperlein so lobte.

Es war zur Welt gekommen, als der Förster im Eitersberg beim Holzschlag war — und als er abends heimkehrte, lagen Mutter und Kind und schliefen ganz wohlgenut. Das hat er dem Schimpfperlein nie vergessen können.

Als seine beiden Kestchen geboren wurden, das war ihm jedesmal „verflucht nahe gegangen“, wie er sagte.

Schimpfperlein aber hatte ihm diese, wie er es nannte, „gottverdammte Stunden“ eripart.

Aber eine „gottverdammte Stunde“ hatte ihm die Letzste auch noch eingebracht, das war — als die Mutter zu ihrem Aln eintrat, der gerade sein Nachmittagsbüßchen gehalten hatte, und sagte: „Du, bei uns trüben ist der junge Adjunkt; mit mir hat er schon gesprochen — er will nun zu dir.“

„Was will er denn?“ brummte er verächtlich in den Bart.

„Ja, Alter — was wird er denn wollen, du.“ Die Försterin legte ihm die Hand auf die Schulter und

wollte ihn ein hüßigen, halb in Verlegenheit, halb überdend rütteln. Er fand aber wie ein Einbaum.

„Du weiß's ja, Alter — der Adjunkt — tu doch nicht so!“

Aber der alte rührte sich nicht.

„Oh weiß gar nichts“, brummte er.

„Du mein Gott — das mußst du ja doch längst wissen — das weißt du ja — die Schimantel will er und hat eben recht, sehr artig bei mir angefaßt — und möchte nun zu dir herein.“

„Du bist mich“, kam es hart zwischen den Zähnen, die die Weife hielten, heraus.

„Ja, Alter, geh — tu doch nicht so. — Er geht schon draußen. Soll ich ihn denn nicht rufen — Alter?“ sagte die Försterin ängstlich.

„Nein“, sagte er und hielt sich fest und heiser.

„Na, du wirst doch nicht — der Schimantel ihrem Glück im Wege stehen wollen — da hast du ja gar keine Veranlassung — denn doch, so eine Partie!“

„Geh mit weg!“ brummte er, „Macht, was ihr wollt — das ist den Weisheiten der Ungelegenheit — Mich laßt's aus!“

Der Förster war's, als wäre er dabei steif geworden, „das mußte aber wohl eine Täuschung gewesen sein, bei so einem Gelegenheits. Aber er hatte den Zut genommen und war ohne reden oder lints zu sehen, aus dem Hause gegangen, so daß die Försterin ihn noch aufhalten mußte, um zu fragen: „Na, was soll ich ihm denn aber sagen — du?“

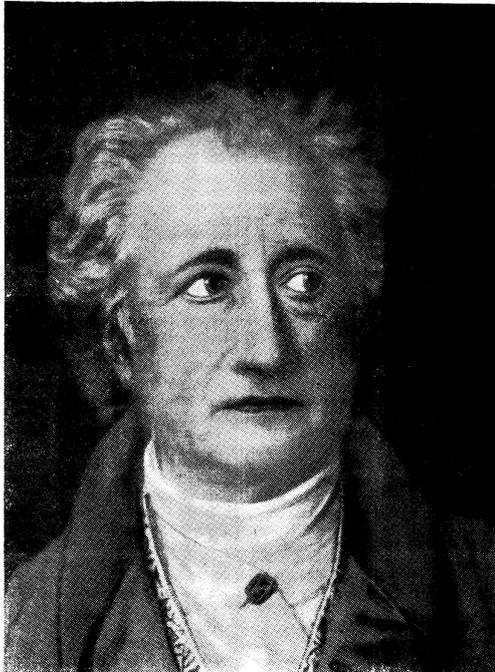
„Was du willst! Mich sollst in Frieden lassen!“

Und fort war er — und kam abends, als alle schliefen: zu Ruhe gegangen waren, erst wieder beim —

Goethes Schweizer Freundeskreis

Der zweihundertste Geburtstag Goethes, den die Welt am 28. August dieses Jahres begeht, darf in der Schweiz im Bewusstsein einer besonderen Verbundenheit mit dem Dichter gefeiert werden.

Als der junge Goethe im Juli 1775 nach der Rückkehr von seiner ersten Schweizer Reise an die Freundin Sophie von La Roche schrieb: „Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne wie die Schweiz ist.“



manes „Wilhelm Meister“, deren Manuskript er selber vernichtete, ist einzig in der Absicht von Barbara von der Wied erhalten geblieben.

Daß der junge Dichter mit dem ehrwürdigen Patriarchen Bodmer er, mit dem er einen Höflichkeitstausch, in feinen menschlichen Kontakt kommen konnte, ist angesichts der Verschiedenheit der Lebensalter und Temperamente nicht verwunderlich.

dem Regenrüttel, den er als „sein aus den Wolken abgelesenes Ideal, Gott sey Dank, aber eines der herrlichsten Geschöpfe, die die Erde hervorbringt“ bezeichnete.

rühmten Verfasser des „Goeth“ und des „Werther“ einen liebenswerten, natürlichen jungen Menschen kennen zu lernen, dem Hochmut und kleine Feindschaft fremd waren.

Die Begegnung mit Lavater bedeutete auch diesmal für den Dichter, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, wenn auch Goethe sich damals über die Unvereinbarkeit seiner eigenen religiösen Haltung mit dem christlichen Multizismus des Freundes im klaren war.

Die Begegnung mit Lavater bedeutete auch diesmal für den Dichter, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, wenn auch Goethe sich damals über die Unvereinbarkeit seiner eigenen religiösen Haltung mit dem christlichen Multizismus des Freundes im klaren war.

Die Begegnung mit Lavater bedeutete auch diesmal für den Dichter, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, wenn auch Goethe sich damals über die Unvereinbarkeit seiner eigenen religiösen Haltung mit dem christlichen Multizismus des Freundes im klaren war.

Die Begegnung mit Lavater bedeutete auch diesmal für den Dichter, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, wenn auch Goethe sich damals über die Unvereinbarkeit seiner eigenen religiösen Haltung mit dem christlichen Multizismus des Freundes im klaren war.

gehen zu haben“ rühmte. Die Reise ging weiter nach Kaufmann, wo die schöne Frau von Franconi die ehemalige Geheime des Herzogs von Braunschweig auf den Dichter einen ahnungsvollen Eindruck machte, wie auf Lavater: durch den Jura und nach Genf.

Die Begegnung mit Lavater bedeutete auch diesmal für den Dichter, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, wenn auch Goethe sich damals über die Unvereinbarkeit seiner eigenen religiösen Haltung mit dem christlichen Multizismus des Freundes im klaren war.

Die Begegnung mit Lavater bedeutete auch diesmal für den Dichter, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, wenn auch Goethe sich damals über die Unvereinbarkeit seiner eigenen religiösen Haltung mit dem christlichen Multizismus des Freundes im klaren war.

Die Begegnung mit Lavater bedeutete auch diesmal für den Dichter, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise, wenn auch Goethe sich damals über die Unvereinbarkeit seiner eigenen religiösen Haltung mit dem christlichen Multizismus des Freundes im klaren war.

So war es damals

Erinnerung an die Goethe-Woche 1932 in Weimar. Immer, wenn ich ernsthaftige Goethe-Bemerkungen höre, es gräue ihnen vor der ganzen Betriebsamkeit des Goethe-Konjunkturjahres 1949, denke ich: wie schlimmer als es in der zu Goethes 100. Todestag in Weimar veranstalteten Gedächtnisfeier war, kann es schließlich auch nicht werden.

Schüler im „Kauk“ der christliche Stiefknecht entringeln. „Mir wird von allem so dümm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.“ Ehtes und Faltches, Erhabenes und Lächerliches bot sich in buntem Durch- und Nebeneinander in der kleinen Gesellschaft.

Nach heute heisse ich einige als typische Zeugnisse des Goethe-Kultes der Weimarer Geschäftsamkeit auf. Bemerkte Erinnerungsstücke: das weisseidene Pochstiel mit dem in einer Ecke in Schwarzdruck prangenden Hauptes des Olympiers, den Goethe auf der einen und Faust und Mephisto auf der andern Seite zeigenden Schokoladenteller, das Parfumschälchen mit dem handgemalten Goethe-Anflich und die Geschenkpackung feinsten Badesiefe (made in Germany 1932) mit dem in dieses distrikt düstere Material hineinmodellierten Profil des Dichters.

schickeln und bergleiden; man fand des alten Goethes schwärzige Haupt in edles Schweinefleisch gepreßt auf Vordermonnaie, Briefstücken, Buchstücken und Schreibmappen, und die Brosche und der Anhänger mit dem Bildnis des Dichters in verschiedensten Lebensaltern selbst ebensowenig wie die handgemalten Goethe-Mantelstücken, neben denen man nicht leicht auch andere mit dem Kopfe Schillers und — „mir tut es in der Seele weh, wenn ich euch in d'r Gellingschick“ — Wolf Sittlers erblicken konnte!

dele. Das Jahr 1779 war die hohe Zeit seines Seelenüberflusses mit Labater; in der Folge trat die Verschwiegenheit ihrer Bekanntschaften immer deutlicher zutage und Goethes Liebe wandelte sich immer ausgesprochener in Abneigung und Haß gegen den Schwärmer, als der ihm der Freund nun erschien. Als Labater 1786 in Weimar war, fand er Goethe „älter, kälter, weiser, feiner, beschlossener, praktischer“ geworden, und wieder stellte fest: „sein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gemindert worden und ich bin Haß und Liebe auf ewig los.“ Erst nach Labaters Tod hat der Dichter die Schickel und Stärke des Menschen- und Christentums seines ehemaligen Freundes wieder erkannt und im letzten Teil von „Wahrheit und Dichtung“ sein Bild gerächt und liebensvoll gezeichnet.

Als Goethe 1797 zum dritten und letzten Male in die Schweiz kam, war an die Stelle des zerstreuten alten Freundschaftsbundes ein neuer getreten, der mit dem 11 Jahre jüngeren Heinrich Meyer von Stäfa. Der Dichter hatte den Schweizer Maler und Kunsthistoriker in Rom kennen gelernt und ihn in der Folge nach Weimar gezogen, wo er ihm bis zu seinem Tode eng verbunden blieb. Im September 1797 beehrte er den damals in seiner Heimat Weilanden in Schaff, vertiefte sich in wochenlangender ruhiger Arbeit mit ihm in die Kunst der Antike und italienischen Klassik und wanderte in seiner Begleitung ein letztes Mal durch die Schweiz bis zur Passhöhe des Gotthard. In Zürich, wo er zu Beginn und Ende seines Schweizeraufenthaltes nur wenige Tage im „Schwert“ wohnte, sah er von den alten Freunden nur den Doktor Dietrich Labater und Barbara Schullke, der gegenüber er jedoch, vermuthlich infolge seines Zerwürfnisses mit dem ihr freundschaftlich nahehestehenden Labater, nicht mehr der alten herzlichen Zon fand. Andere Menschen, wie u. a. sein Patentin, die an den Sohn des Dichters Gekner verheiratete Tochter Wielands, Buchdrucker Bürkli, Choeherr Nahn, Gähler von der Vinth und Freibaupmann Cshcher, auf dessen schönem Landhof, der „Schiff“ in Herrliberg, Goethe wiederholt zu Gast war, traten diesmal in seinen Gesichtskreis; es waren mehr oder weniger flüchtige freundliche Beziehungen, die seinen künstlerischen und naturwissenschaftlichen Bestrebungen Anregung boten und ihm den Aufenthalt in mancher Weise angenehm gestalteten.

Goethe hat nach 1779 die Schweiz nicht mehr betreten, aber er ist ihnen Menschen verbunden geblieben. Neben dem Altersfreund Heinrich Meyer, jenem wackeren, durchnäht nicht genialen, aber dem Großen und Schönen hingebend dienenden Manne, den Goethe auf dem Gebiete der klassischen Kunst als Autorität anerkannte und an dem er „eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens“ rühmte; neben Soret, dem er in seinen letzten Lebensjahren eine väterliche Sympathie entgegenbrachte und dessen Zurechtweisung die Naturwissenschaften er besonders schätzte, hat er noch so manchen Schweizer freundlich und wohlwollend bei sich aufgenommen und mit seiner Persönlichkeit besaureit, wie etwa den jungen Hegel, den er 1802 in Göttingen traf, oder den Verfasser des „Symmus an die Natur“, oder Sellner, der er 1803 in der ihm die Erziehungsge danken seines Vaters nahebrachte. Daß Goethe für den menschlichen seiner Schweizer Zeitgenossen, für Heinrich Pestalozzi, der ein Leben lang vergeblich um seine Anerkennung gerungen hat, (und auf dessen Ideen auch Fellenbergs Arbeit weitgehend fußte) sein Verständnis aufbringen konnte, ist tragisch; immerhin ist des großen Menschenfreundes persönlicher Appell an den großen Dichter: „O Goethe in deiner Kraft! Ist das nicht deine Pflicht? O Goethe, daß deine Bahn nicht ganz Natur ist! Schonung der Schwachheit, Vaterlins, Vaterwort, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit!“, — nicht ganz ohne Wirkung geblieben, denn in der Vaterlichkeit des reifen Wilhelm Meister ist zweifellos etwas von Pestalozzi's Bestrebungen zu finden.

Daß Goethe, wenn er von der Leistung eines Zeitgenossen überzeugt war, mit Anerkennung und Förderung nicht zögerte, haben viele Schweizer er- die eigenhändigen Skizzen zu seinen Anzeigen, stand noch der Gingsobolababa, den er gepflanzt und im west-östlichen Dwan bejungen hat. Und wer an einem dieser sonnigen Märzstage durch die im ersten jungen Grün prangende Alee nach Tiefurt ging, wer auf dem Weleweg zum Gartenhäuschen an der Zim- pligerte, der erlebte den gleichen empfindlichen Jubel der Landhaft, deren Anmut für Auge Jahr für Jahr beglückt in sich aufgenommen hat.

Machte man damals mit einigermaßen gemäßigtem Gesichte an die impulsive Schar der hundert in- und ausländischen Delegationen mit der Reichsregierung an der Spitze denken, die sich am 22. März 1802 genau in der Sterbelinde Goethes zur hundertjährigen feierlicher Prostitution unter Polizeiaufsicht und dem Schnellfeuerwerk der Photographen und Kontinente- leute zur Fühlengruft bewegte, und am Satze des Dichters drunvorläufige Kräfte niederlegte, wichtig und wesentlich nur eines anderen: daß eine Woche lang unerschöpfbare Scharen unbestimmter Menschen still in das offene Haus am Frauenplan traten und einen Augenblick schweigend am Eingang des Sterbesimmers verweilten, wo sich am Boden neben dem Lehnstuhl, in dem Goethe den letzten Atemzug getan hat, eine Fülle bedehrender kleiner Sträußchen erster Frühlingsblumen häuften, rührende Zeugnisse einer echten, unbesonnenen Pietät. Und wer auf den Gesichtern dieser Menschen, der alten, oft mühsam gebenden Leute, der Mütter, die mit ihren Kindern gekommen waren, der jungen fast neugierig blickenden Burchen und Mädchen die wortlose Ehrfurcht sah, die sie an dieser Stelle empfanden, der fand hier die edelste und lebendigste Ehrung des großen Menschen und guten Geistes von Weimar.

So war es damals. Und wie wird es diesmal sein? M. Ns.

fahren büßen, wie etwa der Bildhauer Trippe, den er in Rom kennen lernte, die Maler und Zeichner Lips, Lorz, Diogg und vor allem Heinrich Füßli, dem er sich in bezaubernder „Feindfreundschaft“ verbunden fühlte. Dem Dichter Johann von Müllers ist er seitdem in jeder Forderung und Dankbarkeit verbunden geblieben. Und noch der alte Goethe freute sich am liebenswürdigen Talent des welschen Malerpoeten Dopolph Zoepffer und an David Heß Biographie des Landtags von Greifensee, das „munderfamten Menschenkinde, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte.“

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.“ Ver-

Goethe und Felix Mendelssohn

Felix Mendelssohn war knapp zwölf Jahre alt, als ihm sein gesterner Lehrer, der alte Zelter in Berlin, nach Weimar brachte. Zelter war Goethes musikalischer Drakel, aber der Weimarer Künstler und Geheime Rat schätzte nicht nur das Urteil, sondern auch die unbestechliche Gerechtigkeit des alten Musikmeisters und stieg sich nicht an den Ecken und gelegentlichen Verheiten des originellen Rauszes. Man kann sich vorstellen, wie Zelter darauf brannete seinen wunderkna begabten, auf allen geistigen Gebieten undbegrifflich fröhlichen Schüler dem Großen von Weimar zuzuführen. Beglückt, aber auch besorgt, daß sie ihn auf Wochen von sich laßen muß, spricht die Mutter von „ihrem kleinen Schlingel“ und Fanny, die ältere Schwester, mahnt: „Wenn Du zu Goethe kommst, sperre Augen und Ohren auf, ich rate es Dir, und kannst Du bei Weimer Rückkehr nicht jedes Wort aus seinem Munde erzählen, so find wir Freunde geworden.“

Daß Felix Augen und Ohren aufsperrte, lesen wir aus jeder Zeile, die er nach Hause schrieb. Und das Erlebnis ist heute noch nicht verblaßt, es zeigt uns den alten Herrn, dem die Besucher stets mit Ehrfurcht naheten, liebenswürdig und liebenswerter, als in irgend einer Schilderung aus der Feder Erwachsener. Felix schreibt unterm 6. November 1821: „Jetzt hört Alle, Alle, Alle zu. Heute ist Dienstag, Sonntag hat die Sonne von Weimar, Goethe an. Am morgen gingen wir in die Kirche, wo der 100. Psalm von Dandel halb gemacht wurde. Nachher ging ich zum „Elephanten“, wo ich Lucas Cernachs Haus gezeichnet. Nach zwei Stunden kam Prof. Zelter, Goethe ist da, der alte Herr ist da!“ — Gleich waren wir die Treppe herunter in Goethes Haus. Er war im Garten und kam eben um eine Hecke herum. Er ist sehr freundlich, doch alle Win- nisse von ihm finde ich nicht ähnlich; nachher ging ich noch eine Stunde mit ihm und Prof. Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Drei- undvierziger, sondern für einen Fünfziger. Nach Tisch hat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Goethe, einen Kuß aus und ich mochte es nicht. Jeden Morgen erhalte ich von dem Vater des Haus und des Weicher einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenk!“

Goethes Wohlwollen galt nicht nur dem liebens- werten Knaben, dieser fühlte bald, daß der große Mann sich lebhaft für seine Kunst interessierte. Er besaß bald alle Ehre und gab sich mit seiner natürliehen Mutterliebe. Als Goethe den „kleinen Berliner“ zum ersten Mal einer Gesellschaft von Gästen vorstellte, die er eigens zu diesem Zweck geladen hatte, machte er sich den Spaß, mit Hilfe Zelters seinen kleinen Freund auf die Probe zu stellen, die er mit freier Fantasie über gegebene Themen, mit der Wiebergabe jedes von Goethe gewünschten Orchesters, mit Abszen ihm unbekannter Manuskripte, darunter eines von Beethoven, das von schwer lesbaren Korrekturen wimmelte und obendrein mit dem Nermal vermischt war, zuguter legt mit der Wiebergabe einiger Bachscher Figuren, die Goethe besonders liebte, glänzend löste. Leuchtenden Auges stand der große Dichter neben dem kleinen Musiker, dessen Knabenhand mit unübertrefflicher Sicherheit die Konstant meisterten. Aber nur nichts merken lassen, nur keinen Zweifel, seine Lieber- schickel aufkommen lassen! Hinter neudenden Scherz; verdeckten die beiden Alten ihr Lob. Aber der kleine Liebling blieb unverändert natürlich. Als man sein Klavierquartett — Felix selbst sah am Fingel — aufgeführt hatte, sprang er in den Garten und ließ die Herren über Wunderfinder philosophieren. Selbstverständlich wurde er auch an den Hof befohlen, und hatte, wie seine Mutter schreibt, die Dreifigkeit“ vor dem Erbgrößenzog, der Großfürstin von Rußland und den Prinzessinnen zu fankelten. Auch Hummel, der bedeutendste Schüler von Mozart, befand sich bei den Zuhörern. Die Damen bei Hofe trieben es so arg, daß Goethe ärgerlich zu Zelter sagte: „Die Weiber hier verberben mit noch den Jungen.“

Aber Felix nahm es mit der Kunst zu ernst, um sich den Kopf verberben zu lassen und wenn er sich löste, oft stundenlang vorspielend, gerührt hatte, schließlich etwa drei damals beliebte Weisen zu einer Fantasie kunstvoll durcheinander flichtend, sprang er auf und jagte sich mühevoll mit den jüngeren Damen des Hauses durch das Zimmer. Goethe hatte seine Freude an dem mutwilligen U-Treiben der Jugend und hielt seinen Berliner Versuch so lang als möglich fest.

„Alle Nachmittage“, berichtet Felix, „macht Goethe das Streichinstrument mit den Worten auf: Ich habe Dich heute noch gar nicht gehört, mache

gegenwärtig man sich dieses Wort aus dem Tasso im Sinnbild auf Goethes Beziehungen zu den Schweizern, so wird klar, wie sehr gerade die Nachfahren von Goethes Schweizer Zeitgenossen, heute alle Ursache haben, das Andenken des Dichters, der zu Lebzeiten seinen Schweizerfreunden als „der reinsten Menschen einer und der größten“ erschien, in Dankbarkeit zu beugen. Wie die Schweiz und die Schweizer ein Stück seiner Welt ausmachten, so soll heute, da die Menschheit seinen zweihundert- jährigen Geburtstag begeht, die Welt Schweiz von ihm erinneren, als von dem Genius, dessen Werk sie immer wieder ehrfürchtig empfängt und dessen Humanität, zu der sich seit je die besten Schweizer bekannt haben, als ein Lebendiges und Bleibendes auf sie wirkt.

mir ein wenig klar vor, und dann pflegt er sich neben mich zu setzen und wenn ich fertig bin, ich fars- tatiere gewöhnlich, lo bitte ich mit einen Kuß aus, oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Kuß gar keinen Begriff, ehnslo von dem Reichtum, den der Vorkert der Boeten an Mineralien, Wästen, Kupfersteinen, seinen Statuen, großen Handschmungen hat. Daß seine Figur imponiert ist, kann ich nicht finden. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name die sind imponant. Einen ungeschorenen Klong der Stimme hat er und sprechen kann er wie 10000 Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Zelter nach Jena und von da nach Leipzig abreisen. Sonnabend war Adele Schopenhauer, die Tochter, bei uns und wider Gewohnheit blieb Goethe den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise und Adele beschloß, daß wir alle hingehen und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und ein paar Tage Zug- gabe stehen. Er wurde in die Stube geschleppt und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befaß ihm still zu schweigen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen und wieder zu kommen und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen tun wird.“ Nun brach ein Sturm des Dankes über Goethe herein und Felix schlief: „... ich glaube wäre er nicht zu Hause gewesen, wir hätten ihn nach Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten katalinischen Rede.“

So blieb denn vorläufig alles beim alten und Felix spielte mehr als zu Hause, gelegentlich mit Unterbrechungen bis zu acht Stunden im Tag. „Nicht wahr, wenn Goethe mir sagt: „Mein kleiner, morgen ist Gesellschaft, da mußst auch Du uns vorbereiten, da kann ich nicht sagen: Nein? ...“ schreibt Felix in diesen Tagen nach Hause. Zum Abschluß gab Goethe seinem „kleinen Berliner“ ein rotes Käftchen, das ein silbernes Medaillon mit dem Bild des Dichters enthielt.

Ein Jahr später ist Felix mit seinen Eltern wieder ein paar Tage in Weimar und die Mutter hat ein Wort Goethes festgehalten: „Du bist mein David, sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume durch Dein Spiel, ich werde auch nie wie Saul den Sper nach Dir werfen.“ Goethe verlorste aus der Ferne mit größter Teil- nahme den weiteren Entwicklungsgang seines Felix, wie ihn der alte Zelter schilderte. Und als er vernahm, daß unter Felix Leitung in Berlin Sachs Matthäusposition ihrer fast hundertjährigen Verge- lichenheit entrufen worden war, schrieb Goethe an Zelter: „Es ist mir als wenn ich von ferne das Meer brausen höre.“

Im Jahr 1830 entschlossen sich die Eltern, ihren Sohn ins künftliche Italien zu entsenden. Vorher sollte er sich zu seiner Hofbahnfahrt den Sagen des Dichters erbitten. Felix fand, als er Ende Mai nach Weimar kam, den alten Herrn im Ansehen unter- ändert, aber anfangs etwas still und wenig teil- nehmend. „Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenerne in Weimar und auf das „Chaos“, eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgaben. Auf einmal fing der Alte an, lustig zu werden und die beiden Damen zu reden mit der Wohlthätigkeit und dem Geistesreichtum und den Sub- skriptionen und der Krankenpflege die er ganz be- wußt zu halten scheint, forderte mich auf, auch mit loszugeben und da ich mit das nicht zwei mal sagen ließ, so wurde er erst wieder ganz wie sonst und dann noch freundlicher und vertraulicher als ich ihn bis jetzt kenne. Er schimpfte auf die allge- meine Sehnsucht der jungen Leute, die so melanch- olisch wären, zog über die Ausstellungen, den Verkauf von Handarbeiten für Verunglückte los, wo die Weimarerinnen verkaufen und man Nichts be- kommen könnte, weil die jungen Leute alles unter sich vorher bestimmen und dann verdedten bis die redsten Käufer kamen. Nach Tisch fing er auf einmal an „Gute Kinder — bibliche Kinder, müssen immer lustig sein — tolles Volk“ und dabei machte er Augen wie der alte Löwe wenn er einschlofen will. Dann machte ich ihm vortpielen und er meinte, wie das sonderbar sei, daß er so lange keine Musik gehört habe, nun hätten wir die Sache immer weiter geführt und er wisse Nichts davon; ich müße ihm darüber viel erzählen, „denn wir wollen doch einmal vernünftig miteinander sprechen“. Mendelssohns Aufenthalt war auf zwei Tage beschränkt gewesen. Davon wollte Goethe nichts wissen. Felix schreibt: „Er meinte, ich würde wohl nichts be- räumen, wenn ich etwas länger bliebe und er mich einlade jeden Tag zum Essen zu kommen, wenn ich nicht anderswo sein wollte, wie ich denn nun bis jetzt jeden Tag da war und ihm gesten von Schot- land, Hengstenberg, Spontini und Hegels Aesthetik (Felix hörte Kolleg bei Hegel) — erzählen mußte,

wie er mich dann nach Tiefurt mit der Damen schickte, mir aber verbot nach Verta zu fahren weil da ein schönes Mädchen wohne und er mich nicht ins Unglück führen wolle und wie ich denn lo dachte, das sei nun der Goethe von dem die Leute einst behaupten werden, er sei gar nicht eine Person, sondern er bestesse aus mehreren kleinen Goethiden — da war ich wohl recht toll gewesen, wenn mich die Zeit gerent hätte.“

Jeden Vormittag nahm Goethe, der Einundachtzigjährige eine Musikkunde. Da mußte ihm Felix Stücke von allen großen Komponisten nach der Zeitfolge vortpielen und erklären, wie sie die Sache weiter gebracht hätten. Dabei sah er in einer dunklen Ecke, „wie ein Jupiter tonans und blühte mit den alten Augen.“ Von Beethoven wollte er zu- nächst nichts wissen. Aber Mendelssohn ließ nicht locker und spielte den ersten Satz von Beethovens, c-moll-Sinfonie. Goethe brumnte vor sich hin: „Das bewegt gar nichts, das macht nur Schauern, das ist grandios“ und meinte dann: „Das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten das Haus fiele ein, und wenn das nicht nur alle die Menschen zusammen spielen.“

Nach Tisch pflegte Goethe mit Felix zu plaudern, ihm Kupferstücke zu zeigen und zu erklären. Auch lud er wieder Goethe ein, obwohl er nur noch selten Gesellschaft bei sich sah. Man sollte das Spiel von Felix bezaubern, das er mit seinem Lieblingswort als „ganz süßend“ bezeichnete. Dann hat er Schönheiten aus Weimar zusammen und machte, recht die Cour zu machen. Wer von Adele sprach, den brumnte er an: „Zu muß erst ordentlich anfangen mit ihm zu sprechen, denn der ist über seine Sache so klar und da muß ich ja vieles von ihm lernen.“ Er fand, Weimar sei eigentlich das Meiste seines jungen Freundes und er könne nicht einsehen, wo es da einsehnen und an den tables d'hötes finden sollte.

Felix blieb und hatte es nicht zu bereuen, denn er erlebte einen Tag, an dem Goethe besonders mit- teilbar war, über vielerlei sprach, über Stendal, Walter Scott, Ziffan, Rodebe, „über dessen Men- schenhab und Reue sich noch jetzt alle Damen mei- neren, wenn auch so mancher Herr sich dabei im Kopfe kratzt.“ Dann kam er auf Schiller, über dessen Schaffen er bedeutame Worte fand, zuletzt auf den Herzog. Das führte ihn darauf, wie alles Geistige in Weimar wie in einem Brennpunkt zusammen kam. „O“, rief er aus, „könnte ich nur bald einen vierten Band Leben schreiben; aber man kommt ja nicht dazu vor Volant und Wetterkunde und all dem anderen bummeln Zeug, das einem kein Mensch danken will.“ Mit jugendlichem Feuer beschwor er das Jahr 1775 herauf, erinnernd, noch damals sich alles regte und bewegte: „Ja, da war es wie im Frühling, wo alles drängt und keimt und so man- cher Baum noch fast steh, andre schon Blätter haben: Alles das Jahr 1775!“

Dann ließ er sich von dem freudig bewegten jungen Künstler noch einmal seine Lieblingsstücke von Mozart, die Fantasie in c-moll, ein Trio von Sardin, ein Capriccio von Weber vorspielen. An- deren Tages gab Goethe ihm einen Vogen des Ma- denkrüpfes vom Faust mit der Widmung: „Dem lieben jungen Freunde F. M. V. kräftig gartem Be- herberder des Pianos zur Erinnerung froher Maie- tage 1830 J. W. v. Goethe.“

Goethe ließ dem Scheidenden durch Ottilie drin- gend empfehlen, daß er öfters schreiben und seine „liebenswürdige Gegenwart“ erneuern möge. Zu- erst in München, dann ein Jahr später in Rom sollte Felix den Mut an Goethe selbst zu schreiben. Mit Humor schilderte das Treiben der jungen deutschen Künstler in Rom, die „mit langen Haaren, übergeschleppten Hemdkragen auf albedischen Köp- fen, Tabakspfeifen und Vullenbeisern erscheinen. Der große Meister wegen und Ethos zu lernen scheinen sie nicht nach Rom gekommen. Rafael dünkt ihnen schwach und Lian bloß ein guter Sko- rist.“

Dazu bemerkt Goethe, als er mit Erdmann über Felix Brief spricht: „Nebuhr hat recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Die ist schon da, wir find schon mitten drin, denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Fortschreide nicht anerkennt.“ Und an Zelter, dem er von dem „allerliebsten ausführlichen Felix“ Mendelssohns erzählt: „Für den ist nun weiter nicht zu sorgen, das schöne Schwimmtams seines Talents wird ihm auch durch die Wogen und Bran- dungen der zu befürchtenden Barbarei hindurch- führen.“ Das Schwimmtams seines Talents! Man sieht, Goethe hat nicht nur an dem unerschö- pferlichen Klavierpieler mit dem nie verlassenen Ge- dächtnis Anteil genommen, er hat sich ebenso für Mendelssohn, den Tonidichter interessiert. Mit gro- ßer Freude vernahm er, daß Felix auf der italia- nischen Reise seine „Walburgisnacht“, an der sich Zelter vergeblich verucht hatte, in Angriff nahm.

Felix blieb seinem Wesen, seiner Kunstausübung treu. Er ließ sich nicht dazu verleiten Wabrheit im Unberechneten, dutzendfach Subjektiven zu suchen. Seine Schöpfung blieb im Goethischen Sinne rein und mag. In Paris erkaute ihm die Kunde von Goethes Tod. „Goethes Verlust“, schrieb er an die Eltern, „ist eine Nachtigal die einen wieder lo arm macht! Wie anders sieht das Land aus. Es ist lo eine von den Volksschalen, die mit nun dem Na- men Paris immer entfallen werden, und deren Einbruch mit durch alle Freundschaft, alles Schu- len und Braufen und das ganze lustige Leben hier nicht verlohren wird.“ Anna Renier



Schulkind und Kinobesuch

In seiner Untersuchung: „Das Schulkind außerhalb der Schule“, die Hans Cornioley auf Grund einer Umfrage der Schuldirektion der Stadt Bern und des Vatervereins Bern Stadt 1938 durchgeführt hat, bezieht er auch das Thema: Schulkind und Kinobesuch.

Als Endergebnis, auf das wir zum Zwecke der Aufklärung, der Vertiefung des Verständnis und der Hilfe am gefährdeten Kinde näher eintreten werden, hat der Verfasser fest, daß der unerlaubte Kinobesuch vieler Schulkinde als Ursache vorliegt. Das zeigt er auch sich vielfach als unrichtig. Er führt aus (Seite 131):

„Dabei legen wir weniger Gewicht auf die von einigen Seiten bemängelten Kindererziehungen mit ungelunden Filmen von Starfiguren als auf die Feststellung, daß es Kinobesuch, die nicht nur entgegen den gesetzlichen Bestimmungen Schüler zulassen, sondern ihnen sogar zu Antrittsgewinnen freien Eintritt gewähren.“

Der Grund, warum ein Teil unserer Schulkinde das Bedürfnis nach Kinobesuch hat, liegt in einem gewissen Sentimentalismus. Während die Mädchen noch mit Vorliebe beim Besuch der Schilke Tempel-Filme betriebligen, ziehen die Knaben die Wildwest-Filme vor. Beide Arten von Filmen, obwohl es sich dabei um solche für Kinder handelt, wirken ungünstig auf das kindliche Gemüt. Sie wecken falsche Ideale und ziehen den kindlichen Sinn ab von dem Wert einer schlichten täglichen Pflichterfüllung.

Anders liegt der Fall bei Kulturfilmen, wenn diese den geistigen Horizont des Kindes nicht übersteigen. Von ausgeprägten künstlerischer Wirkung aber ist der Besuch von Sentimentalfilmen, die für die Erwachsenen bestimmt sind. Die Phantasie wird mit Inhalten belastet, die das kindliche Gemüt völlig zu überfordern. Es hat weder die Fähigkeit, sich gegen schädliche Einflüsse zu wehren, noch das entwickelte Urteilsvermögen, wonach es günstige gegen ungünstige Einwirkungen abgrenzen könnte.

Dem kindlichen Sinn ist in der Regel zugänglich, was ihm befreit, was ihm im Augenblick gefällt. Das Moment des Voraussetzens fehlt noch und die Folgen, die ein bestimmtes Verhalten hat, sind ihm nicht erkennbar. Darum bedarf ein Kind der Führung durch seine Erzieher. Diese leisten es trotz ihres eigenen kindlichen Urteilsvermögens und der vernünftigen Einsicht an die zukünftige Lebensplanung, bis es selbst die Fähigkeit hat, sich selbst zu führen. Das Kind ohne erzieherische Führung, das sich von seiner Lust treiben läßt und diese zum Maßstab des Verhaltens macht, ist im Falle des Zauberspielens, ohne Bedenken werden Eigenschaften gewendet und genützt, und das Zauberspiel, ihnen nachträglich Einhalt gebieten zu können. Es reichen den jungen Menschen immer mehr und mehr in ein geistlich-reiches Leben hinein.

Wenn ein Kind sich verbaternterweil in ein Kino einschleift, so sind weder Kinobesucher noch die Eltern unmittelbar daran beteiligt. Doch kann ihr Verhalten mittelbar die Lust angeht und sie damit zu Mitverantwortlichen gemacht haben. Wir fragen: Was ist die Verantwortung gewesen? War es der Kinobesuch der Eltern, ihre Kinobegleitung? Waren es die ausgefallenen Väter? Kommen ältere Kameraden als Beschützer in Frage oder aufreizende Gesellschaft? Wahrscheinlich haben verschiedene Faktoren zusammengewirkt. Außer Frage steht auf jeden Fall, daß es sich um ein erzieherisch nicht kontrolliertes Verhalten handelt. Ganz unbeteiligt ist die Erziehung, wenn solche Dinge möglich sind. Schon die Entziehung des Bedürfnisses kann mit einem Unbefriedigtsein in der häuslichen Atmosphäre zusammenhängen. Nicht selten würde man in solchen Fällen feststellen können, daß es dem Kinde nicht nur an Aufmerksamkeit, sondern auch an mütterlicher Wärme und Geborgenheit fehlt. Ein wirklich geborgenes Kind würde kaum Bedürfnis nach verbaternter Kinobesuch empfinden, normale festliche Besuche vorausgesetzt. Die zeitliche Heimlosigkeit ist der Boden, auf dem verbotene Früchte besonders gut gedeihen, was alle Eltern stets bedenken sollten. Es liegen ein Verlangen

oder auch eine erzieherische Verantwortungslosigkeit vor, wenn die Atmosphäre nicht den guten Mächten für das Kind bietet, den es für sein geistiges Wachstum braucht.

Erzieherisch unverantwortliches Verhalten liegt auch dann vor, wenn die Eltern ihr Kind in ungeliebte Filme mitnehmen oder ihm Geld geben, damit es diese allein oder mit Kameraden besuchen kann. Sie wissen nicht, was sie tun. Weichheit, Gedanklosigkeit oder die Verblendung durch den Gemütsfall lassen sie die Verantwortung ihres Verhaltens nicht erkennen. In der Regel ist der unangenehmste Befriedigung eines Bedürfnisses Genug finden und diesen im Leben höher werten als alles andere, ziehen sie auch ihr Kind auf den gleichen Weg.

Unverantwortliches Verhalten haben wir aber nicht nur auf der Seite der Eltern festzustellen, sondern wir schon bemerkt auch auf derjenigen der Kinobesucher. Viele nähmen das vorhandene Bedürfnis für ihre eigenen Zwecke aus, indem sie die Kinder an sich zu ziehen versuchen, sehr oft dadurch, daß sie diesen unzulässigerweise freien Eintritt gewähren.

Von dieser Unverantwortlichkeit sprechen folgende Bemerkungen: aus dem im Schulamt Bern eingesandten Material.

„... auf jeden Fall wissen die Manager Schilke-Tempel, wie man die Jugend einwickelt.“

„Der Kino Tivoli läßt Kinder ungeniert ein...“

„Viele gehen auch abends. Als gute Bekannte gestatten unsere Kino den Schülern oft freien Eintritt, wenn sie lange genug warten.“

„In fast allen Kinos wird den Schülern vielfach freier Eintritt gewährt.“

„In verbotenen Abendvorstellungen gehen vier (gemeint: vier Kinder), ihnen werden ältere Grafisplätze zu Klammere-Zwecken abgegeben.“ (Zivoli, Ependis, Bern.)

Auch wenn die Abgabe von Gratis-Plätzen nicht nach Gefühlsmaßstab ausfällt, so kann dahinter doch die Absicht stehen, die Kinder früh ins Kino zu binden, um sie später umso sicherer zu seinen Besuchern zählen zu dürfen.

Es wird nicht Arbeit geleistet, wenn wir uns mit der Feststellung der nichteinleitenden Zustände, wie sie bestimmt nicht nur in Bern, sondern auch in anderen Städten vorliegen, begnügen würden. Diese auf einwirkend nach Abhilfe.

Zum Hausangestelltenproblem

Bege und Ausweg.

In Nr. 18 und 26 des Schweizerischen Frauenblattes wurde wieder einmal das Angestelltenproblem aufgeworfen. Etwas Neumann entwickelt den Versuch einer Lösung und schlägt einen Weg vor, der auch in unserer Gegend seit langem bestritten wurde und wie wir anders zu seiner jähren Lösung der Angestelltennot führte. Der vorgeschlagene Weg ist zu kompliziert und nicht zahlenmäßig nur wenig. Dem Problem näher steht Brigitte von Redenberg in ihren Ausführungen.

Die Hausangestellten sind zurückzuführen auf die ganz andere Lebensgestaltung und Weltanschauung unserer Zeit gegenüber der früheren. Darüber hinaus haben heute noch sehr viele Hausfrauen. Es sieht offene Türen einzuweisen, wollen wir über die Feststellung, die wir täglich machen, einmal mehr schreiben.

Zunächst ist, daß ein großer Teil von Hausangestellten immer noch ohne jegliche berufliche Vorbildung in einer Stelle kommt, ferner, daß es Hausfrauen gibt, die immer auf lange Zeit eine gute Angestellte haben und nach deren Weggehen wieder eine gute Wahl treffen.

Zunächst ist ferner, daß immer noch die Meinung besteht und zwar in namhafter, bedeutenden Kreisen, Hausarbeiten brauche nicht gelernt zu werden und daß dieser Arbeit vorab die Inhabenden, die irgendeine „Berufschulpflicht“ ausgeübt werden können. Die Hausfrau ist ja froh, auch ein derartiges Mädchen zu nehmen, wenn sich kein anderes findet.

Die Vöge sind heute ungerecht verteilt. Die jungen, beruflich kaum unerfahrenen Mädchen verlangen nach der Höhe und dem Ansehen, welche auf Hausangestellte angewiesen ist, muß sie bezahlen, auch wenn sie es kaum kann (hierher gehört auch das Kapitel „Stattenerinnern“).

Zur einigermaßen erfolgreichen Lösung des Hausangestelltenproblems gibt es heute folgende Wege: Anpassung der beruflichen Ausbildung an diejenige anderer Berufstätiger, vorab Förderung und Ausbau der Hauswirtschaftslehre, Vorbildliche Haltung als Arbeit-

In Anbetracht der Tatsache, daß die Freiheit der Kinder ein Gebot ist, das die Eltern, die Schule und die Dienststellen etwas angeht, sind die zu ergreifenden Maßnahmen dringlicher Art. Es geht nicht, die von den Eltern, solche, die von der Schule und solche, die von der Gemeinde oder dem Staat ausgehen. Alle sollen sich gegenseitig unterstützen.

Von der Schule ist zu erwarten, daß mit unermüdlichem Ernst die jähliche erzieherische Tendenz gepflegt wird, daß durch Aufführung des Unterdrückungswegs zwischen einem guten und einem nicht empfehlenswerten Weg gebildet wird, daß durch eigenes verantwortliche Handeln, wie der Schulkind in verlässlicher Form, dafür gesorgt wird, daß die Kinder nicht nur vorbildhaft, sondern auch jähliche eine Befriedigung erfahren.

Das Elternhaus ist in erster Linie dazu bestimmt und auch in der Lage, in den Kindern den Sinn für jähliche Lebensfreude zu wecken. Wie schon angedeutet geht die beste Wirkung weniger von Worten als von einem Mitleid aus, das Geborgenheit, Halt und Befriedigung verschafft. Um ein solches Mitleid aber schaffen zu können, müssen die Eltern Menschen mit jählicher Verantwortung und selbst nicht dem Genüß ergeben sein. Um zu werden, was sie Eltern sein sollen, müssen sie erst und jählich sein, sich selbst zu erziehen. Wir sind uns bewußt, daß wir damit eine Forderung aufstellen, die in vielen Fällen ein nicht zu verwirklichtes Ideal bleiben wird. Und doch muß es klar ins Auge gefaßt werden.

Vom Gemeinwesen ist strengere Überwachung der Kinos zu verlangen. Gehe nicht nur erlassen werden, sie wollen auch befolgt sein. Und dafür hat der Staat unbedingt zu sorgen, wenn Recht Recht sein und bleiben soll. Wenn nicht, sind die Strafbestimmungen bei Verstößen zu verschärfen. Es muß dem Staat an der Einhaltung des Gesetzes, daß Kinder vom Kinobesuch ferngehalten werden, etwas gelegen sein. Denn sind nicht die Kinder die künftigen Bürger, die sein Schicksal bestimmen? Er ist der Zukunft des Volkes jählich, für Wohlergehen zu sorgen. Dieses wird vorbereitet durch Erziehung der Kinder zu lebens-, arbeits- und gemeinschaftstüchtigen Menschen.

Wenn verschiedene Faktoren bei der Abhilfe zusammenwirken müssen und der Einzelne nicht viel tun kann, so darf er es doch nicht an dem wenigsten, das ihm möglich ist, fehlen lassen. Er ist auf Hoffnung und das Gelingen ist nicht mehr eine Sache der Zufälle.

Dr. C. Bern

Revision der A.H.V.?

Die Schlußphase der Commercialisation des Nationalrates hat einige überraschende Abstimmungsresultate gebracht. Trotz der bestimmten Ablehnung durch den Vorsteher des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements nahm der Nationalrat mit deutlichem Mehr zwei Vorläufe und eine Motion an, die eine Revision der A.H.V. bezwecken. Den Kreis der für den Revisionen Berechtigten möchte man während der Uebergangszeit erweitern lassen. Es sind die alten Spärer und Rentner, wie auch die Witwen, die eine etwas großzügigere Behandlung erfahren sollten. Die Rentner werden erweitert, sich über die Einkommensgrenze im Volk und die tätigen Bürger der A.H.V. besser unterrichtet, als der Bundesrat, der sich darauf befristete, den Standpunkt des Bundesamtes für Sozialversicherung zu vertreten. Die überwälzende Zustimmung zum großen Sozialwerk der A.H.V. hatte dem Volk nicht den Sinn, daß das Gesetz nun für alle Zeiten tabu — ein Nicht-mehr-nicht-an — bleiben sollte; man hätte lieber oder jene Bestimmung lieber anders gefaßt gesehen, aber es ging vorerst einmal darum, unter Bräutigamstellung von Bundesrat und Nationalrat, den Vorläuf zu legen. Es ist alte Schweizer Art, beim Bau von etwas Neuem nicht zu übermühen; vor einer gewissen „Größigkeit“ steht bei uns die Solidarität, und man kann nicht sagen, daß unser Land schlecht gefahren sei damit. Zu jähliche konventionellen Grundbau hat sich aber noch immer auch die Berechtigung geübt, Gehaltsfragen zu verberieren, wenn die Erhöhungen es als erwünscht erachteten ließen. Eine Revision verändertes Bestimmungen der A.H.V. bedeutet in keiner Weise eine „Abkürzung“ des vor zwei Jahren angenommenen Gesetzeswertes; es manifestiert sich darin lediglich die gelinde fortgeschrittene Entwicklung auf Erreichem mit Bedacht und Umsicht weiterzubauen.

Bereingung des Schutzes des Mittelstandes

Der grüne Garten

Weder die rote Kappigkeit der Rosen noch der süß duftende Jasmin verschanden uns den Sommer in seinem ganzen vornehmlichen Reichtum. Erst wenn wir ein Blatt aus der Buchenhecke zwischen den Fingern zerreiben, kräutet uns in jenem Duft so richtig die ganze herbe Güte eines warmen Sommerlages entgegen. Erst wenn wir an einem lauen Abend durch gemächliche Weiden gehen, über denen sich und jähmer der Atem des frischen Heues steigt, wissen wir etwas vom Wesen des Sommers. Und auch dann gibt die Natur sich nicht ganz wie in der Reife des Sommers. Sommer behält sie auf dem Grund ihrer Sommer ist zurück, das niemand kennt. Denn der Sommer ist unerschöpflich reich. Wenn man ihn malen möchte, wie man den Winter weiß malt, den Herbst bunt und den Frühling von einem zarten, blauen Rosa, so gäbe es keine andere Farbe für ihn als Grün. Grün in allen Tönen, in jeder Schattierung und von jedem Glanz. Alle anderen Farben; das zarte Elfenbein der Zimmerlilie, das feste Rot der Salvia, das trübende Blau des Ritterspornes, ja sogar der wolkenweiche graue Himmel an schmalen Gewittertagen haben nur den einen Zweck, das Grün des Sommers hervorzuheben aus allen vergangenen und kommenden Jahreszeiten. — Denn der Sommer ist grün — von einem herrlich bunten Grün wie das Grün des herovorzubringen kann. Denn wollte eine Frau sich in so verchiedenen schillernden Grün kleiden — es wäre sprechender Witz. Nur in der Natur vertragen sich die Farben so gut nebeneinander, ohne daß eine der anderen wehe tut. — Wenn man im Gras liegt unter dem großen Apfelbaum, entdeckt man im kleinen Garten Dinge, die man in der großen Welt nicht beachtet hat. Da tragen plötzlich die Gräser verschiedene Tönung: vom dunklen Grün der Stiele gehen sich die Rippen jäh ab. Und die kleinen Kleeflächer sind von einem ganz anderen, bläulichen Grün. Wenn sie aber größer werden, entdeckt man an ihrem Rand ein feines, zartes rotes Jäcklein wie eine zierliche, gebaltete Spitze. Auch der Rapsblau ist grün. Aber es ist eine kalte, warme Farbe, die viel Licht durchläßt, während die tiefen Wälder der Kalkunten die Sonne gleichsam in ihren breiten Schatten aufnehmen. Later der mit blauem Silber besähten Tanne baucht sich jählich

Um im Sommer nicht schlaff zu werden... Ebenso mahlte-kalt... Ebenso erfrischend wie kräftigend.

Dr. A. Wander A. G. Bern



hat sich aber später mit dem Adjunkten ganz gut freundschaftlich, trotzdem in der ersten Zeit eine stehende Redensart bei ihm war: „Für fremde Leute keine Kinder erziehen, das schelte mir.“

Schmitzantels Hochzeit war noch ein böser Tag für den Kleinen, ein Tag, den er in allen Ausdrücken, die ihm zu Gebote standen, verfluchte. Dann ging es aber besser, als er dachte.

Schmitzantel kam oft von Weimar herauf, allein mit dem Wanne, und das waren allemal Schilke. Schmitzantel, die manchmal überaus lustig gewesen war, nachdem sich, wenn sie zu Besuch war, wie die gute Stube selbst und der Adjunkt war wie ein Sohn. „So ein großer fix und fertiger Sohn ist mir mit einmal ins Haus gekommen“, jagte der Vater einmal jäh zur Mutter — als hätte er etwas ganz besonders Ueberaltes ausfindig gemacht. Förstlers waren glückliche Leute und galten auch dafür.

Wädhle wissen, wenn da oben im Köhden ruppiges Wolf gefeßt hätte, oder eine einmale alle Welt mit einer schmerzlichen Kletterin, ob das das Köhden so einen Zustand gehabt hätte, wir zur Zeit, als das Glück und das Behagen selbst dort wohnte; als da oben nicht geknappt und gepart wurde, als sie da oben noch Blumen jagen und der Garten in einem Fior stand, daß man feinesgleichen hätte jäh können. In dem Garten, in den stillen ländlichen Gauden, da lagen des Nachmittags die alten Damen beim Kaffe und die unerblicklichen unter ihnen machten ihr Partikeln miteinander. — Wie der Fior im Köhden duftete und die jarten Verbernen

und die Büffel Reveda, die am Wege hin wuchsen, das findet man nirgends mehr so, und die alten Damen wurden von Anna, die im Saule Ludwigsdahl hieß, so verständlich und brav bedient, daß sie alles Lobes voll waren. Frau von Goethe, als Frau Geheimrätin von Goethe und auch als Pamielle Vulpis ging gar zu gern hinauf ins Köhden, und die Schopenhauer und Atele. Auch dem Arthur Schopenhauer hatte es das Köhden angehen, er spielte mit Vorliebe, wie mit das Pamielchen, die Kise in ihren alten Tagen ersicht hat, auf der großen aufsteigenden Wädhle umher, die sich neben dem Köhden, von Tannen umwäht, bis zu den vollweigen Buchen des Etersberges hinaufjagte und von der aus man einen wunderhübschen Blick auf Weimar hat; aber der Arthur Schopenhauer lehrte auch mit Vorliebe bei Förstlers ein und man wachte ihm ein wenig mit Walters Ludwigsdahl, von der er gelangt haben soll, daß sie das einzige vernünftige Frauenszimmer in ganz Weimar sei.

Für das junge Volk und die lebhaftesten Gemüter fanden Wädhle und Tische außerhalb des Wädhden Gartens unter einer hohen Eiche, die mächtig angewachsen und die trakte Dorfkirche des verregenen Dorfesins Koda war, wie man erzählte.

Wenn diese Eiche im Köhden blühte, dann gab's ein Zeit für jung und alt.

Unter der Eiche war seit unendlichen Zeiten schon der Boden gebiebt und manches Tänzchen hat der alte Baum, der nun längst gefallen ist, mit angelehen. Zur Lindenblütenzeit tanzten unter den Wädhlen die Menschen und oben zwischen den Blüten die

Wienen und die Vögel flogen ein und aus und die Fiedeln klangen, das es eine Lust war.

Die Wädhlen, zu denen die jähmalen Wege durch die Blumen und die überhängenden Beerenkräuter führten, waren eben nur für die alten, vorstichtigen Damen, wenn die aber abends nach Hause gegangen waren, da nisteten sich allerlei tolle Vögel dort ein, die die Abendstille nicht scheuten, wie es die alten Damen taten.

Manchmal hatten die Försterin und die Tüchter wirklich alle Hände voll zu tun, da war kein Fiedeln unbehagt.

Und wenn abends der Förster heimkam, rief es ihm von allen Bänden entgegen: „Froß, Herr Förster, und hie und da machte man ihm Platz und er legte sich mit dem vernünftigen Gefühl von der Welt.“ Das hatte er gern, so einen Empfang, und die Wädhle hatten alle den Niemenmenschen gern. Niemand hatte etwas gegen ihn, und das wachte er, das war sein Glück.

Es war ein prächtiger Riese der Förster, und sah er schon ein gut Glück über die künftige hinaus, so frisch und mächtig aus wie ein Stück Jodwald; er war so ein rechter Fortzeile und unangenehm.

Wenn er etwas sagen wollte, rief er zuvor den Mund hoch auf, daß seine großen Zähne glänzten, und schaute sich die Leute vernünftig an und dann schnappte er wieder zu und fing zu sprechen an.

Wenn ihn sah, der wurde guter Laune. Nur nachmittags, nach dem Schläfchen, war ihm eine Weile nicht zu trauen.

Die alte Madame Kummerfelden, die ihrer Zeit in Weimar, Leipzig und Hamburg eine recht angesehene Schauspielerin gewesen war und jetzt auf ihre alten Tage unten in Weimar eine Wädhle gegründet hatte, die sie in ihrem Fior und Achtung hand und die sie in ihrem eigenen kleinen Hause abhielt, das „an Entenfang“ hieß, weil es an einer Schließe des Kottenhofes lag, bis zu der die Unten von der Weltmühle ihre Kisten ausbeuten konnten. — Die alte Madame Kummerfelden die oft wenn sie freien in ihrer Wädhle gegeben hatte, bei Förstlers aber tagelang festsat, jagte, wenn sie ihrem großen Freund, dem Förster, nach seinem Schläfchen in den Weg lief; „Da geht er unter wie ein billender Löwe und lüchelt, welchen er verdingt.“

So war es auch, er behante dann mit aller Welt an und judte Streit, und der ihm saure irgend hundert ging ihm dann aus dem Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Sprich

Wenn im Unendlichen dieselbe sich wiederholend ewig fließt, Das taubenstille Gewölbe Sich trübig ineinander schließt, Ström' Lebensluft aus allen Dingen, Dem Leinigen wie dem größten Stein; Und alles Drängen, alles Ringen, Mit ewiger Luft in Gott dem Herrn.

6 eithe aus Jahne Zeitschr.

